



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kannst triumphieren, hast deine Sache gut gemacht. Alles hast du mir gestohlen, von Jugend auf. Zuletzt noch mein einziges Kind und die Kinder meiner Tochter. Kann mir denken, wie du glücklich bist, wenn du ihnen erzählst, was der Großvater Herm für ein schlechter Kerl gewesen ist. Daß ich dir danken soll für das Geld, was du mir geschickt, denkst wohl, daß ich nicht weiß, warum? Dein Gewissen hat dich geplagt, daß du hast schicken müssen, weil du wohl weißt, daß du mirs gestohlen hast. Wenns mir geglückt wär, daß ich reich geworden wär wie der Pfeifenfranz, den Bettel hätt ich dir vor die Füße geworfen. Hat aber nicht so sein sollen. Der Clermonts Herm hat kein Glück in der Welt. Du hast ihn kaputt gemacht.

Wenns wahr ist, was die Pfaffen sagen, daß es eine Ewigkeit gibt und ein Gericht, dann sehen wir uns wieder — und dann sei Gott dir gnädig. Herm.

Die stille Dora nahm den Brief an den Herd und warf ihn in die Flammen: Gottlob, daß der Jochen ihn nicht gelesen hat, er wäre zugrunde gegangen! — Nun hat er kein Wörtchen davon erfahren, und kein Mensch hat etwas erfahren. Die stille Dora verstand zu schweigen. Sie zeigte nur den Brief aus dem Hospital mit der Nachricht von dem Tode des Herm. — Nun hatte der Jochen Ruh. Er ließ für die Seele des Verstorbenen, den er mehr als sich selbst geliebt hatte, viele Messen lesen.

Der Hinrich hat den Dornedshof verpachtet. Er selbst ist nach abgebüßter Gefängnishaft in das bergische Land gezogen, zu der einzigen Schwester seiner verstorbenen Mutter, die einen reichen Hofbesitzer geheiratet hat. Das Ehepaar hatte keine Kinder. Als der Mann nach einigen Jahren gestorben war, hat der Hinrich die Wirtschaft übernommen. In allem ist er der Tante zu Willen, nur vom Heiraten will er nichts hören. Man sagt, daß die Tante daran denke, ihn zu ihrem Erben einzusetzen. In das Dorf und auf den Dornedshof ist er nicht wieder zurückgekommen.

Dirkings Fina hat den Holzbauern genommen, den reichsten unter ihren Freiern, der Witwer war, verwachsen und so geizig ist, daß er den Dirkings Alten, die jetzt in der Leibzucht wohnen, den Bissen nicht gönnt, den sie zu Munde führen. Vor der Fina aber hat er Respekt. Wenn er muckst, dann gibts was, sagen die Leute.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Die Arbeit der Enkel. Das französisch-englische Abkommen wegen Marokkos hat zu einer Erörterung der deutschen Interessen in Marokko und ihrer künftigen Pflege geführt. Was die Einfuhr und die Ausfuhr anlangt, so stehen wir dort hinter England und Frankreich an dritter Stelle, aber zu Interessen, die darüber hinausgreifen, sind wir trotz dem wiederholten Austausch von Gesandtschaften zwischen dem Sultan von Fez und Marokko und dem deutschen Kaiser, schon zuzeiten Kaiser Wilhelms des Ersten, zuletzt im Juli 1901, nicht gelangt. In Tanger und Mazzagan (auf der Westküste) sind deutsche Postämter errichtet worden, außerdem haben wir die verhältnismäßig große Zahl von acht bis neun Konsulaten dort. Deutsche Niederlassungen existieren in Marokko so wenig wie solche anderer Nationen, sie wären bei der Unbuddsamkeit der Bevölkerung auch nicht möglich. Der Empfang der letzten marokkanischen Gesandtschaft in Potsdam fand am 7. Juli 1901 statt; das damalige Vorgehn der Franzosen an der marokkanischen Grenze hatte um jene Zeit zu langen Erörterungen zwischen der englischen und der französischen Presse Anlaß gegeben. Unsre Beziehungen zu Marokko sind durch den Handelsvertrag vom 1. Juni 1890 geregelt, der im wesentlichen ein Meist-

begünstigungsvertrag ist. Fünf Jahre nach der Ratifikation sollte eine Revision statthaft sein, bis zum Abschluß eines neuen Vertrags soll jedoch der bestehende in Kraft bleiben. Diese unsre vertragsmäßige Stellung in Marokko kann durch die französisch-englische Abmachung nicht berührt werden, wenigstens nicht, solange Marokko noch einen Schein von Souveränität behält. Im Falle einer Einverleibung, die ohne blutige Kämpfe kaum denkbar ist, würde Frankreich mit Deutschland eine neue Abmachung treffen müssen. Dies um so mehr als Deutschland auch an der zu Madrid am 3. Juni 1880 zwischen einer Anzahl europäischer Mächte und Marokko abgeschlossenen Konvention über die Ausübung des Schutzrechts beteiligt ist, deren Artikel 17 allen Unterzeichnern das Meistbegünstigungsrecht verbürgt.

Nun hat der Alldeutsche Verband in einer Eingabe an den Reichskanzler verlangt, daß bei den französisch-englischen Abmachungen auch Deutschland seinen Anteil an Marokko erhalte; es wird nicht mehr und nicht weniger gefordert als „die atlantische Küste von Marokko einschließlich des dazu gehörigen Hinterlandes,“ und dieser Anspruch wird damit begründet, daß Häfen und Hinterland eine Ergänzung unsrer bisherigen Schutzgebiete wären, denen die Möglichkeit einer europäischen Masseneinwanderung sowie einer Massenproduktion von Baumwolle und andern Rohprodukten fehle. Was die Baumwolle anlangt, so dürfte sich Deutsch-Ostafrika doch wohl bei rationellem Betrieb zu einer Massenproduktion recht gut eignen, um so mehr, als dort Arbeitskräfte zu haben sind, die in Marokko vollständig verfehlen. Was „die europäische Masseneinwanderung“ in Marokko angeht, so würde einer solchen die fanatische Bevölkerung so große Schwierigkeiten entgegensetzen, daß davon auf absehbare Zeit keine Rede sein könnte; sie würde zu Kämpfen führen, die noch größere Opfer verlangen dürften als die so bedauerlichen in Südwestafrika. Zur Deckung einer deutschen „Masseneinwanderung“ müßte ein ganzes Heer im Lande gehalten werden. Damit ist die Eingabe wohl eigentlich erledigt, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß die Franzosen, schon um *socios malorum* zu haben, Deutschland einen Teil der südlichen Westküste einräumen würden, falls England keinen Einspruch dagegen erhöhe; sie werden ja zweifellos in Marokko noch manche Erfahrungen machen. Erleichtert wird ihnen ihre Aufgabe jedenfalls dadurch nicht werden, daß England die Anlegung von Festungen und besetzten Häfen auf der atlantischen Küste von Marokko bis zum rechten Sebuufer untersagt hat. Es ist das eine prinzipielle britische Vorsichtsmaßregel. Auch als England am 18. Mai 1864 auf der Londoner Konferenz wegen der Elbherzogtümer den lebenswürdigen Vorschlag machte, Schleswig mit der Schlei (!) als Nordgrenze mit Holstein vereinigt an Deutschland abzutreten, verlangte es, daß Deutschland auf diesem abgetretenen Gebiete weder Festungen erbaue oder beibehalte, noch besetzte Häfen anlege. Obgleich also England augenscheinlich viel daran liegt, Frankreich im gegenwärtigen Augenblicke bei guter Laune zu erhalten und alle Reibungsmöglichkeiten zu beseitigen oder wenigstens zu mindern, ist es doch bei dieser Bedingung geblieben, weil ein französischer Kriegshafen am nördlichen Teil der Westküste von Marokko eine Bedrohung der englischen Etappenlinie Portsmouth-Gibraltar-Malta, namentlich eine unbequeme Flankierung von Gibraltar sein würde. Wenn England schon Frankreich gegenüber diese Bedingung stellt, so würde es Deutschland gegenüber eher noch weiter gegangen sein, weil ein deutscher Kriegshafen an dieser Küste noch eine ganz andre Bedeutung haben müßte als ein französischer. Deutschland ist mit seinen heimatlichen Kriegshäfen vom Weltmeer abgeschnitten oder auf den großen Umweg nördlich um England herum verwiesen, sobald die britische Flotte der deutschen den Ärmelkanal sperrt, was ihr weniger leicht gelingen würde, wenn Deutschland an der Atlantikküste von Marokko einen großen Kriegshafen mit sechzehn oder mehr Linien Schiffen unterhalten könnte, also eine Atlantikflotte wenigstens von der Hälfte der Stärke der geplanten Heimatflotte. Von all dem kann doch für die nächsten fünf und zwanzig Jahre keine Rede sein. Auch würde England schwerlich so vollständig auf Marokko verzichten, wenn dieses Land so gute Aussichten böte, wie der Alldeutsche Verband behauptet.

Überhaupt muß man sich doch darüber klar sein, daß alle Kolonialfragen für Deutschland vor allem Flottenfragen sind. Wir sitzen in Wilhelmshaven nicht viel anders als die Russen in Port Arthur, das heißt auf deutsch: wenn es den Engländern so gefällt, kommen wir aus der Nordsee nicht heraus und werden von der feindlichen Übermacht dort einfach blockiert. Zu den Engländern werden sich in solchem Falle gern die Franzosen gesellen, die zu einem Kriege gegen Deutschland immer bereit sein werden, sobald sie nur den entsprechenden Verbündeten finden. Da sie auf Rußland, gleichviel wie der japanische Krieg ausfallen mag, vorläufig doch nicht zählen dürfen, so haben sie sich England um so leichter nähern können, als dieses ihnen auf halbem Wege mit großen Zugeständnissen entgegengekommen ist. Von da bis zu einem Kriegs Bündnis wäre im gegebenen Falle der Weg nicht so weit, auch ist ja nicht ausgeschlossen, daß die englisch-französischen Abmachungen noch von einer geheimen Verabredung oder von einem geheimen Protokoll als Grundlage einer künftigen Verabredung begleitet sind. Wir können gegen eine blockierende englische Flotte allerdings eine Defensivschlacht schlagen, die ja vielleicht den Engländern viel Schaden zufügen, uns aber des Kampfmittels zur See wohl in einem Umfange berauben dürfte, daß wir uns fortan auf Minen und Torpedos angewiesen sehen würden. Das wissen die Engländer, bei aller Hochachtung, die sie vor der Organisation unsrer Flotte, der Qualität der Offiziere und der Mannschaften, sowie auch unsrer neuern Schiffe haben, ganz genau. Trotzdem ist in den wirklich leitenden Kreisen Großbritanniens heute wohl niemand, der sich mit offensiven Kriegsgeanken gegen Deutschland trüge, so wenig wie in den entscheidenden deutschen Kreisen irgend jemand an einen Offensivkrieg gegen England denkt. Auch die handelsreibenden Kreise drüben werden es sich zweimal überlegen, bevor sie sich das sehr lukrative deutsche Geschäft verderben. Den australischen Chauvinismus wird man in London im Zaum zu halten wissen. Es soll keineswegs geleugnet werden, daß in der Südsee und dem dortigen Kolonialgebiet ebenso wie in Ostasien die Keime zu allerlei Schwierigkeiten ziemlich reichlich gesät sind. Doch das alles macht noch keinen Krieg nötig. In London scheint man viel mehr mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Deutschland eines Tages der Verbündete eines Gegners von England sein könnte, und daraufhin rüstet man sich. Aber auch dazu würde doch für Deutschland eine Notwendigkeit höchstens erst dann vorliegen, wenn es sich in vitalen Fragen von England benachteiligt oder unbillig behandelt sähe. Das marokkanische Abkommen ist aber dazu in keiner Weise zu rechnen.

Unsre Marine hat, wie jüngst in der „Tägl. Rundschau“ von berufener Feder ausgeführt worden ist, an der Atlantikküste von Marokko nicht das geringste Interesse, weil es dort keinen einzigen Hafen von Bedeutung für die Kriegsflotte gibt, sogar Mogador kommt nicht in Betracht, weil es zu geringen Tiefgang hat. Ob man mit sehr großen Aufwendungen dennoch einen Kriegshafen schaffen könnte, ist wohl von keiner Marine, außer vielleicht von der englischen, mit einiger Bestimmtheit festgestellt worden. Alle übrigen Küstenplätze liegen an der offenen See und bieten auch kleinen Kreuzern keinen Schutz. Dazu kommt, daß — demselben Gewährsmann, Kontreadmiral Rosendahl, zufolge — an der ganzen Küste kein Baumaterial zu finden ist, das also erst weither transportiert werden müßte. Wie es mit den Arbeitskräften stünde, von dem feindlichen Verhalten der Bewohner ganz abgesehen, ist auch noch eine besondere Frage. Somit wäre auch die südliche Hälfte der Westküste von Marokko auf absehbare Zeit für uns wertlos und auch für eine luxuriöse Kolonialpolitik zu teuer. Unsre Regierung tut also sehr recht daran, wenn sie lieber alle erreichbaren Mittel auf den Ausbau und die Ergänzung der Flotte verwendet, deren ungestörte friedliche und deshalb zu beschleunigende Entwicklung eine Lebensfrage für Deutschland ist. Sind wir stark, so wird unsre Freundschaft gesucht, unsre Gegnerschaft gefürchtet werden. Bis dahin machen wir uns nur lächerlich, wenn wir die Faust in der Tasche ballen oder voreilig auf den Tisch schlagen, oder „nach allen Benefizien hungrig schnappen.“ Selbst wenn sich Deutschlands Handel und Ausfuhr auf dem Weltmarkt noch viel üppiger entfalten, wird die daraus erwachsende Verstimmung einer

Anzahl ungeschickter britischer Kaufleute für das reiche England noch kein Kriegsgrund sein. Auch in der Politik gilt der Grundsatz, daß ein magerer Vergleich besser ist als ein fetter Prozeß, und so werden wir uns auch in Ostasien mit England auf der Basis der offenen Tür und der gegenseitigen Achtung vorhandener Interessen immer in Frieden verständigen können. Allerdings dürfen wir dabei nicht vergessen, daß auf der Völkerm Wage jedes deutsche Linienschiff mehr ein Gewicht zugunsten des Friedens ist, und daß in Amerika sowohl als in Asien fortwährend neue Gestaltungen und neue Kräfte heranwachsen, die einander anziehen oder abstoßen und den europäischen Mächten die Möglichkeit wie die Pflicht zu neuen Gruppierungen nahe legen. In unsrer Zeit mehr denn je „wandelt in dem heute schon das morgen,“ und eine Schablone für die Behandlung internationaler, unaufhörlich fließender Beziehungen ist jetzt noch weniger zu finden als zur Bismarckschen Zeit. Deutschland wird heute so wenig wie in der Zeit von 1871 bis 1888 den „Frieden um jeden Preis“ wollen, aber wenn wir den ungeheuren Preis unsers Nationalwohlstandes, vielleicht unsrer nationalen Existenz einsetzen sollen, dann muß der Preis und das Ziel eines so unermesslichen Opfers wert sein. Bei der Abmessung ihrer Ziele muß eine kluge Politik deshalb jederzeit erwägen, ob man sie ohne ernstliche Verstimmungen anderer Großmächte erreichen kann, es sei denn, daß sie bedeutend genug sind, und die Durchführung der Aufgabe so gesichert ist, daß auch Verstimmung und Krieg mit in den Kauf genommen werden können. Seien wir erst einmal zur See so stark, wie unsre Interessen es erheischen. Das Geschlecht, das bis dahin herangewachsen sein wird, wird sich dann auch seine Wege zu bahnen wissen, wie die Väter seit dem Tage von Tscherbellin. Auch Bismarck hat davor gewarnt, „nicht die Arbeit unsrer Enkel zu machen.“ Sein heutiger Nachfolger aber ist wohl völlig im Recht, wenn er den Zeitpunkt für Deutschland, aus der jetzigen Zurückhaltung und Reserve herauszutreten, nicht für gekommen erachtet und deshalb jedes Drängen zurückweist.

Unter den Imponderabilien, mit denen jede Politik zu rechnen hat, gibt es treibende und hemmende, und die hemmenden sind heute in unsrer innern Gesamtlage die stärkern. Von dieser innern Gesamtlage aber hängt die auswärtige Politik zu einem sehr großen Teile ab.

Der Reichstag hat nach den Osterferien genau wieder so begonnen, wie er vor den Ferien aufgehört hatte, das heißt: er hat mit unendlicher Breite und Zeitvergeudung bei dem „Gehalt des Reichskanzlers“ über alle möglichen Dinge verhandelt, ohne daß dabei irgend etwas herausgekommen wäre. Kaum ein gesunder Gedanke. Es gereicht Deutschland wirklich nicht zur Ehre, daß zum Beispiel unsre internationale Lage und Politik von so niedrigem Standpunkt aus diskutiert wird oder aber so ohne jede Sachkenntnis, wie das bei den Erörterungen über Marokko zutage getreten ist. Man hört wohl immer wieder herzbeleckende Stoßseufzer, daß unsre Politik eigentlich recht rückständig, wertlos und notleidend geworden sei, nützlicher wäre es aber doch vielleicht, die Herren Redner schlägen an ihre Brust und klagten dem deutschen Volke, wie rückständig, wertlos und notleidend der Reichstag geworden ist. Das ceterum censeo einiger Redner und eines Teils der Presse: nur Diäten könnten den Reichstag verbessern, macht doch einen sehr kümmerlichen Eindruck und erinnert stark an die Kategorie von Leuten, die nicht arbeiten mögen und infolgedessen immer gezwungen sind, sich nach dem Verfallamt umzusehen. Und dieser Reichstag, der mit dem dringendsten und notwendigsten Arbeitspensum nicht fertig werden kann, erschöpft sich schließlich noch in einer Ansammlung von weltverbessernden Resolutionen, die sämtlich die Aufforderungen an die Regierungen enthalten, Gesekentwürfe über alle diese Materien vorzulegen!

Graf Posadowsky hat — vielleicht nur zu höflich — schon darauf hingewiesen, daß die Ministerien und Reichsämtler gar nicht über die Arbeitskräfte und Arbeitszeit verfügen, die nötig wären, alle diese zahllosen Wünsche zu erfüllen. Er war leider zu höflich, hinzuzufügen, daß vor allem gar kein Reichstag vorhanden ist,

der dieses Arbeitsmaterial jemals erledigen würde, sodaß schließlich die ganze Mühe doch umsonst verschwendet wäre! Dazu die ewigen Klagen der Agrarier im Hause, die sich doch darüber klar sein müßten, daß sie, wenn sie dem jetzigen Reichskanzler die Führung der Geschäfte unmöglich machen, mit einem ihnen wohlwollendern schwerlich zu rechnen hätten. Es kann unter Umständen dem Auslande gegenüber nützlich sein, fortgesetzt über ein „zu wenig für die Landwirtschaft“ zu klagen, aber man sollte doch mit dieser zweischneidigen Waffe, deren Mißbrauch die konservativen Einflüsse im Staatsleben zum Nachteil des Ganzen fortgesetzt schädigen muß, etwas vorsichtiger umgehen. *S*

Unsre auswärtige Politik und die Tagespresse. Ernste Männer können bezweifeln, ob die verfassungsmäßige Pressfreiheit nicht mehr Schaden als Nutzen stiftet, und es gibt genug Leute, die bei allem Interesse für öffentliche Angelegenheiten herzlich froh sind, wenn sie einmal ein paar Wochen nicht genötigt sind, Zeitungen zu lesen, ohne daß sie dabei das Gefühl der Entbehrung hätten. Jede Diskretion in der Behandlung heikler Dinge ist längst verschwunden, seitdem alles, auch rein Persönliches, plump an die Öffentlichkeit gezerrt und breitgetreten wird, oft genug auf unzuverlässige Mitteilungen hin. Eine Widerlegung kommt entweder gar nicht, oder sie hilft nichts, denn der zeitunglesende Philister denkt doch stillvergnügt: Etwas wird schon dran sein, semper aliquid haeret! Und nun gar die sogenannten Leitartikel! Es ist ganz erstaunlich, wie sich hier der größte Teil des deutschen Publikums tagtäglich in seiner Zeitung seine eigne Meinung machen läßt von Leuten, die ihm ganz unbekannt sind, und die auch weder einen Namen noch die genügende Bildung haben, schwierige Dinge überhaupt nur beurteilen zu können, die aber trotzdem über alles und jedes mit unfehlbarer Sicherheit urteilen. Eine gegenteilige Meinung einmal den Lesern vorzutragen, fällt ihnen gar nicht ein, und da der Durchschnittsdeutsche, auch der gebildete, natürlich nur eine Zeitung liest, seine Zeitung, und dieser mit einem wahren Köhlerglauben alles nachredet — „Es steht in der Zeitung,“ pflegt er zu sagen —, so ist das Schlußergebnis eine politische Borniertheit, die unsrer vielgerühmten Bildung nur zur Schande gereicht und unsre deutsche Erbsünde, die blinde Parteilucht, nur fördert. Wenn nun vollends in einer Landschaft, wie zum Beispiel in Sachsen, eine wirklich große, von bedeutenden, selbständigen Männern in großem Sinne geleitete Zeitung gar nicht existiert, sondern nur „Amtsblätter,“ die zwar über die Angelegenheiten des Reichs und Preußens fortwährend räsonnieren, aber in den eignen örtlichen und landschaftlichen Interessen immer bis zu einem gewissen Grade „vinkuliert“ sind, oder Zeitungen für den Bildungsphilister oder für die unselbständige Masse, die ihren Leithammeln nachläuft, da sieht es mit dem politischen Urteil traurig aus. Wenn Goethe noch lebte, so würde er heute sein scharfes Epigramm grimmiger, als er es damals aussprach, wiederholen:

Was euch die heilige Pressfreiheit
Für Frommen, Vorteil und Früchte heut?
Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Fürst Bismarck hat schwerlich anders gedacht, obwohl er die Presse vortrefflich zu benutzen wußte, weil er ihren Einfluß anerkannte.

Am schlimmsten ist diese Durchschnittspresse in der Behandlung unsrer auswärtigen Politik. Wie oft liegt es da nahe, zu sagen: „Ihr redet wie der Blinde von der Farbe.“ Daß gerade hier Kenntnis der allgemeinen Lage, historische Bildung und ruhige Überlegung unumgänglich notwendige Dinge sind, daran denken die Verfasser flammender Leitartikel selten. Gefällt ihnen Graf Bülow nicht — und er hat das Unglück, fast ebenso vielen Leuten zu mißfallen, wie seinerzeit Fürst Bismarck —, so hilft kein Zureden: „Tut nichts, der Kanzler wird verbrannt.“

So jetzt wieder in der Behandlung des jüngsten französisch-englischen Abkommens über koloniale Fragen. Sicherlich ist das ein höchst bedeutames Ereignis der Welt-politik. Gegen den Verzicht auf einige unbedeutende Fischereirechte in Neufundland und die Anerkennung der englischen Herrschaft über Ägypten, an der doch nicht zu rütteln war, hat Frankreich die wenig verhüllte Schutzherrschaft über Marokko und Siam sowie größere Grenzberichtigungen in Westafrika eingetauscht. Daß dieses Einvernehmen der beiden Westmächte für uns kein Vorteil ist, abgesehen davon, daß es zunächst dem Weltfrieden vielleicht förderlich ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Wie es auf das Verhältnis Frankreichs zu Rußland einwirken wird, läßt sich noch nicht sagen; russische Äußerungen klingen ja vorläufig so, als ob man sich dort über diesen Erfolg des „Bundesgenossen“ aufrichtig freue. Vorläufig kann man ja wohl auch nicht anders. Und doch wird man es in Petersburg schwerlich vergessen, daß, während der Zar in seiner ehrlichen Friedensliebe sein ritterlich gegebenes Versprechen, England während des Burenkrieges nicht anzugreifen, ritterlich hielt, obwohl es nur eines Wortes bedurft hätte, seine bereitstehenden Heersäulen gegen Afghanistan und Indien in Bewegung zu setzen, England die erste Verlegenheit Rußlands benutzt hat, seine Hand auf Tibet, das nördliche Glacis von Indien, zu legen. Vielleicht bedeutet das Abkommen auch die Einleitung zu dem entscheidenden Waffengange zwischen England und Rußland, und vielleicht erklärt sich auch daraus die bis jetzt rein defensive Haltung der Russen im fernsten Osten; sie wollen sich wohl dort nicht gar zu sehr engagieren. Was aber wird in einem solchen Falle Frankreich tun? Sollte England ihm etwa so große Zugeständnisse gemacht haben, um es schließlich auf Rußlands Seite zu sehen? Oder sucht es in ihm mehr einen künftigen Bundesgenossen gegen Deutschland, den gefährlichsten wirtschaftlichen Gegner Englands, wie man dort meint? Eine englisch-französische Koalition wäre uns aber viel gefährlicher als eine russisch-französische.

Und in einer so schwierigen Lage überhäuft ein guter Teil unsrer Tages-
presse den Reichskanzler mit neuen und alten Vorwürfen! Er hat Englands Übermacht die Burenstaaten „zerstampfen“ lassen, er hat den Vereinigten Staaten und ihrer anmaßenden Monroedoktrin zu viel Nachgiebigkeit gezeigt, er nimmt auch jetzt das englisch-französische Abkommen ruhig hin, ohne für die deutschen Interessen zu sorgen. „Haben die Herren ein kurzes Gedärme!“ Wann ist die Möglichkeit, Siam und die Burenstaaten unter deutschen Schutz zu nehmen oder zwischen diesen und dem deutschen Südwestafrika eine Landverbindung herzustellen, aufgetaucht, ohne benutzt zu werden? In den achtziger Jahren. Wann ist die Santa-Luciabai preisgegeben worden? In derselben Zeit. Wann ist der Ausbau der deutschen Schlachtflotte zugunsten der neuen Torpedowaffe völlig vernachlässigt worden? In demselben Jahrzehnt. Wer hat bei dem Flottengründungsplan den größten Teil der Kreuzer, also der Auslandschiffe, gestrichen? Der Reichstag. Wer hat jetzt wieder große Abstriche an dem Personal für die Marine vorgenommen? Der Reichstag. Wer zeigt sich allen für koloniale Zwecke notwendigen Ausgaben gegenüber zurückhaltend und knauserig? Der Reichstag. Wem verdanken wir die Neugründung unsrer Kriegsflotte, wem das energische Eingreifen in die chinesischen Wirren? Dem Kaiser und seinem Kanzler. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; wer will, daß Deutschland eine Kolonial- und Weltmacht sei oder werde, der muß eine starke Flotte wollen, und der darf in den Kolonien keine Ernte erwarten, ohne gesät zu haben. Zum erstenmal wird in den diesjährigen Flotten-mannövern ein vollwertiges Geschwader von acht bis neun Linien Schiffen auftreten — die Brandenburgklasse ist noch im Umbau begriffen, also nicht verwendungs-
bereit —, und bis das letzte Flottengesetz verwirklicht ist, wird das Jahr 1917 heran-
kommen! Und mit solchen Mitteln soll Deutschland eine Politik führen, die es mit großen Seemächten in Konflikt bringen könnte, wenn es den Weisen unsrer Re-
daktionsstuben nachginge! Sie sehen auch nicht, daß die deutsche Politik heute viel vielseitiger ist als vor zwanzig oder dreißig Jahren; damals war sie europäisch
beschränkt, und was draußen vorging, kümmerte sie nicht. Heute sind wir in

Afrika, in Ostasien und in der Südsee die unmittelbaren Nachbarn von England, Frankreich, Portugal, Nordamerika, China und Japan, und alles was da draußen geschieht, wirkt auf uns günstig oder ungünstig ein. Die alte Ansicht, weltpolitische Fragen würden zuletzt immer in Europa entschieden, ist nicht mehr haltbar; im Gegenteil, europäische Gegensätze können heute auch außerhalb Europas zum Austrag gebracht werden. Zugleich werden wir von allen Seiten mißtrauisch und argwöhnisch beobachtet. Unfre Einzelstaaten aber verbieten sich bundesfreundlich gegenseitig ihre Staatslotterien, suchen die angebliche Selbständigkeit ihrer Eisenbahnen um jeden Preis zu wahren und können sich nicht einmal über die gleichmäßige Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium einigen; daneben brennt der konfessionelle Hader wieder auf. Und in einem solchen Volke, das noch so wenig innern Zusammenhalt hat, das aus seiner Geschichte so gar nichts gelernt hat und sich in seiner Masse so unfähig zeigt, eine große Politik auch nur zu begreifen, geschweige denn zu führen, wird die Reichsregierung fortwährend mit Vorwürfen überschüttet, weil sie keine zugreifende und ausgreifende überseeische Politik treibe! *

Servet und Calvin. Die durch Denisles Buch hervorgerufene Polemik hat rasch eine heilsame Frucht gezeitigt. In der Kölnischen Volkszeitung haben wir dieser Tage gelesen: es sei ein Irrtum vieler Katholiken, daß sie den Protestantismus ernstlich zu schädigen glaubten, wenn sie die Reformatoren möglichst schwarz malten; der Protestantismus stehe und falle keineswegs mit der Verehrung, die deren Personen bis jetzt genossen hätten. Daß die protestantische Welt nicht gern auf unbedingte Verehrung verzichtet, ist ja begreiflich, aber vor dem durch die heutige Geschichtsforschung verbreiteten Lichte gibt es kein Entrinnen, weder für die eine noch für die andre Partei. Das haben sich die Reformierten der Schweiz und Frankreichs gesagt und dem Michael Servet am Orte seines Martyriums ein Sühnedenkmal gesetzt, das für Calvin jedoch nicht eine Schande, sondern eine Ehrenrettung ist. Sie haben darauf geschrieben: Le 27. Octobre 1553 mourut sur le bûcher à Champel Michel Servet de Villeneuve d'Aragon, né le 29. Septembre 1511. Fils respectueux et reconnaissants de Calvin, notre grand réformateur, mais condamnant une erreur qui fut celle de son siècle, et fermement attachés à la liberté de conscience selon les vrais principes de la réformation et de l'Évangile, nous avons élevé ce monument expiatoire le 27. Octobre 1903. Die deutschen Protestanten haben sich zu diesem Grade von Unbefangenheit nicht aufgeschwungen und sich nicht durch Beiträge an der Errichtung beteiligt. Das bedauert der Oberlehrer Theodor Schneider in Wiesbaden, der bei der dortigen Gedächtnisfeier, der einzigen auf deutschem Boden abgehaltenen, das Leben Servets erzählt und seinen Vortrag herausgegeben hat. (Michael Servet. Ein Vortrag, gehalten am 28. Oktober 1903 zum 350 jährigen Gedächtnis seiner Verbrennung. Wiesbaden, Moritz und Münzel, 1904. Preis 70 Pf.) Schneider hat Recht mit seiner Ansicht, daß man es gerade dem Andenken der Reformatoren schuldig sei, ihre Verirrungen offen anzuerkennen, und daß Calvin heute so denken würde, wie wir alle denken. Wenn wir Heutigen — mit dem „wir“ sind neun Zehntel aller Deutschen ohne Unterschied der Konfession gemeint — bloß nach unserm Geschmack urteilen dürften, so würden wir Calvin und seine Freunde, wie sie in dieser nach unanfechtbaren Urkunden entworfenen Skizze erscheinen, für abscheuliche Menschen erklären, und würden den Servet, der, wenn er die Macht gehabt hätte, seine Gegner ebenfalls verbrannt haben würde, nicht besser finden als diese. Rücksichtslos grausam sind alle diese Männer gewesen und dabei arge Jesuiten, was man heute unter diesem Worte versteht. Aber sie sind auch alle Heroen gewesen: jeder bereit, sich für seine Überzeugung lebendig verbrennen zu lassen, und sie waren gerade so beschaffen, wie sie Gott als Werkzeuge für die große Umwälzung brauchte. Schriften wie die vorliegende, die einen weiten Leserkreis mit kleinen aber echten Proben der Denkungsart und des Lebens im Reformationszeitalter bekannt machen, räumen unhaltbar gewordene Vorurteile hinweg und sind darum äußerst nützlich. —

Die Einweihungsfeier in Genf mußte auf den 1. November verschoben werden. Der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung erzählte, ein alter, ehrwürdiger Genfer, strenger Calvinist, habe ihm gesagt: „Ich verabscheue sonst alle Feste, bin aber zu diesem gekommen. Nun ist mein Gewissen befreit. Wenn mir noch einmal ein Katholik sagt, Calvin sei ein Henker gewesen, so kann ich ihm antworten: Geht hin und tut desgleichen! Es ist nun auch für euch Katholiken die Zeit gekommen, Sühnedenkmäler zu errichten: in Spanien, zu Ehren der Opfer der Inquisition, und in Paris, als Protest gegen die Greuel der Bartholomäusnacht.“ Eine schöne Gelegenheit hat sich den Katholiken im Jahre 1900 dargeboten: sie konnten den „Freimaurern“ zuvorkommen und Giordano Bruno ein Sühnedenkmal setzen. Aber da stand freilich, und steht leider auch in den übrigen Fällen, als unübersteigliches Hindernis der Unfehlbarkeitswahn im Wege.

Norba. Eine leicht auffallende Eigentümlichkeit vieler kleiner mittellitalienischer Städtchen sind die Überreste eines Mauerrings aus polygonischen Felsblöcken. Man hat deren Errichtung der vorhistorischen Zeit zugeschrieben, als Bauleute die Pelasger, die sich von Griechenland aus über diesen Teil Italiens ausgebreitet haben sollen, angenommen. Auch kyklopische Mauern wurden sie benannt, weil eine spätere Bevölkerung der Ansicht war, die oft kolossalen Blöcke könnten nicht von Menschenhänden aufgetürmt sein. In diese aus irgend einem Grunde leerstehenden Schutzwinkel hätten sich später eingewanderte Volksstämme festgesetzt. Die neuen Entdeckungen, die in Troja, auf dem Peloponnes und den griechischen Inseln den Beweis einer vorgriechischen großen Kultur geliefert haben, die bis jetzt den Namen einer mykenischen trägt, mußten nun dahin führen, zu prüfen, ob sich auch auf dem italischen Festlande Spuren davon finden ließen.

Hoch über der pontinischen Ebene, die sich ungefähr von der Tibermündung bei Ostia bis nach Terracina hinreckt, liegt in dominierender Lage hart am steilen Abfall der Lepinischen Berge, jetzt als das Volskergebirge bekannt, das jedem Romreisenden wenigstens aus seinem Gregorovius-erinnerliche Norma; zu seinen Füßen liegt das verträumte efeuüberwucherte Minfa. Das alte längst verlassene Norba, um ihm seinen klassischen Namen wiederzugeben, mit seinem verhältnismäßig gut erhaltenen hochragenden Mauerring, seinen Toren und Gebäudetrümmern schien alle Bedingungen für ein gründliches Studium des wichtigen Problems zu bieten. Was wir von der Stadt wissen, ist in wenig Worten gesagt. Livius berichtet, daß schon im Jahre 490 v. Chr., nachdem Coriolan die Volsker besiegt hatte, die Römer hier eine Militärkolonie anlegten, um die unruhigen Nachbarn, die auch noch die Kornzüge verhinderten, besser im Zaume halten zu können. In den blutigen Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla soll die Einwohnerschaft von Sulla zerstreut worden sein oder sich selbst getötet haben. Der Name verschwindet aus der Geschichte. Die italienische archäologische Kommission, die die Untersuchungen und Ausgrabungen auf dem verlassenen Gebiete leitete, hatte während des diesjährigen historischen Kongresses in Rom die Liebeshwürdigkeit, die Teilnehmer zu einem Ausfluge dahin einzuladen, damit sie die Resultate in Augenschein nehmen könnten. Diese sind, wenn auch, was gleich gesagt werden muß, die Pelasger-Theorie nicht standgehalten hat, überaus wertvoll.

Die Stadtmauer benutzte jede Erhöhung des felsigen Unterbodens für einen festen Halt; an der Außenseite aus großen und kleinen viellängigen geglätteten Felsblöcken fest zusammengefügt, zeigt sie dagegen im Innern stellenweise eine zweite Mauer von roher Ausführung, die dann mit der ersten durch aufgeschüttete Erde und durch Steine zu einem Ganzen verbunden ist. Daß diese Art Befestigung ihren Zweck vollkommen erreicht hat, zeigt sich schon dadurch, daß die Sullaner die Stadt umsonst berannten und sich ihrer nur durch Verrat bemächtigen konnten. Aber diese sehr ungleichmäßige Ausführung des Ganzen läßt den Gedanken, daß hier je eine einheitliche Arbeit geplant worden sei, schwinden; Befestigungen auf griechischem Boden, Tyrins, Mykene, sogar Troja sehen anders aus, wie Dorpfelds eingehendes Werk über die Priamidenstadt zeigt.

Einen andern Beweis für die späte Errichtung liefert die große Anzahl von Tonscherben, nicht allein auf dem ganzen Stadtboden, sondern auf dem nackten Felsen unter der Stadtmauer. Nicht eine einzige ist dabei, die das hohe Alter der mykenischen Kultur aufwiese. Was einer griechisch-etruskischen Periode angehört haben könnte, ist sehr zweifelhaft. Was sich vorfindet, muß sicher als römisch-kampanischer Art anerkannt werden. Also kann die Anlage nicht über diese Zeit hinausreichen.

Von den vorhandenen Gebäuden kann man am besten die vier Tempelanlagen feststellen, von denen man die Überreste gefunden hat. Sie standen hoch über den andern Stadtbauten auf den natürlichen Erhöhungen des Felsplateaus und waren nach einer Zerstörung oder vielleicht aus Notwendigkeit vergrößert wieder auf den frühern kleinern Tempelfundamenten neu aufgebaut. Diese Bauten bestanden aus Holzwerk und in der Sonne getrockneten Ziegeln, aber die buntfarbigen Terrakottaplatten, von denen sich viele Stücke gefunden haben, verliehen dem ärmlichen Kern einen leuchtenden Schmuck.

Nach einem Tongefäß mit einer Widmung an Diana und zwei Bronzeinschriften, in ihrer Sprachweise an die Schreibart auf dem Scipionensarkophag erinnernd, Juno Lucina gewidmet, darf wohl der Kultus in zwei dieser Tempel diesen altlateinischen Gottheiten zugeschrieben werden. Für einen Unterbau des ganzen heiligen Bezirks sorgte man durch starke Stützmauern, die zugleich dazu dienten, breite Terrassen zu schaffen, auf denen sich Spuren der sie umgebenden Säulenhallen erhalten haben. Sie dienten, da sie die Stadtmauer überragen, wohl nicht allein als Beobachtungspunkte, sondern erlaubten auch den Einwohnern, die herrliche Umgebung zu genießen, gerade so wie sich jetzt an Sonntagen in den kleinen Ortschaften im Albanergebirge die Leute den Tag über an solchen Rampen vereinigen. Daß sie aber als zum Tempelbezirk gehörend galten, zeigten Tastversuche. Auf einer der besterhaltenen solcher Terrassen liegt in der Mitte des Säulenumgangs ein in der Mitte sorgfältig mit flachen, am Rande steil gestellten Steinchen ausgeführtes Pflaster. Es stellte sich heraus, daß sich schon früher hier eine tiefer liegende ähnliche Anlage gelegen hat. Die Erhöhung und die Vergrößerung geschahen durch Einbettung einer großen Anzahl Tongefäße, Ziegeln in der Art der bekannten aus Tanagra, Metallgegenständen dekorativer und figürlicher Art, Nachbildungen von menschlichen Gliedern, kurzum Weihgeschenken an die Gottheit, die hier eine absichtliche Vergung fanden, als im Tempel kein Platz mehr für sie war, oder aus irgend einem religiösen Grunde. Ähnliches ist ja auch unter dem Schwarzen Stein im Forum Romanum zutage getreten, der die Gräber der ersten Helden der Römer bergen soll.

Die Tempelanlagen waren durch gepflasterte Straßen untereinander verbunden, zu denen Treppen hinabführten. Von Häusern findet man geringe Spuren. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sich für einen Vergleich, wie solche ausgesehen haben mögen, an die heutigen italienischen Felsenester hält. Von Kunstgegenständen hat man ein paar hübsche kleine weibliche Bronzestatuetten gefunden. Verschiedne Marmorstücke liefern von Beweis, daß auch zur Kaiserzeit die Stadt bewohnt war; ja Überreste mittelalterlichen Kalksteinschmucks sowie Gräber in und außerhalb der Tempel weisen auf Spuren christlichen Gottesdienstes. Leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Metropolis der Stadt aufzufinden. Gerade diese Grabstätten würden über vieles Aufschluß geben, was jetzt noch Mutmaßung bleiben muß.

Zieht man nun das Schlüsßresultat der gründlichen Untersuchungen, so ergibt sich, daß Norba, wenn es seinen Anspruch auf pelasgische Herkommen aufgeben muß — und dieses Urteil wird doch wahrscheinlich auch bei andern Nachbarstädten, Segui, Cori u. a., mit ähnlichen Mauern maßgebend sein —, dagegen ein nicht minder fesselndes Bild aufweist, nämlich wie wir uns die Bauart und das Aussehen einer kleinen römischen Stadt zur ersten Zeit der Republik bis zu ihrem Übergang in die Kaiserzeit vorstellen müssen.

Rom

f. Brunswid

Das Fettnäpfchen. Der folgende Versuch, die Redensart „ins Fettnäpfchen treten“ sachlich zu erklären, gehört nicht zum „Maßgeblichen“, sondern zum „Unmaßgeblichen“, denn ich kann meine Ansicht wohl begründen, zunächst aber weder beweisen noch belegen.

Daß jemand in ein Fettnäpfchen tritt, kommt heutzutage wohl nicht leicht vor. Welcher Hausfrau wird es einfallen, ein solches auf den Fußboden zu stellen?

Aber die Redensart stammt aus einer Zeit, wo der kulinarische Brauch ein anderer war als jetzt; aus der Zeit, wo der Braten nicht in der Pfanne lag, sondern sich vor offenem Feuer am Spieße drehte. Da durfte man nicht versäumen, ein Näpfchen unterzustellen, worin das abträufelnde Fett aufgefangen wurde. Und hatte einer das Mißgeschick, von ungefähr in dieses Fettnäpfchen zu treten und den köstlichen fetten Fleischsaft zu verschütten, so mochte er des Zorns der Köchin, die nun nicht wußte, wo sie ihre Sauce hernehmen sollte, gewiß sein.

So wird es erklärlich, wie die Redensart vom Fettnäpfchen entsteht und die große Zahl der sprichwörtlichen Gleichnisse vermehren konnte, die von der Küche und vom Kochen genommen sind.

Der Artikel „Aus dem Volksmunde“ im 9. Hefte dieses Jahrgangs, der mich zu diesen Ausführungen veranlaßt hat, bringt unter seinen zahlreichen neuen Belegen auch über das Fettnäpfchen ein Zitat aus Langbeins Herbstrosen. Langbein mag dieses Näpfchen aus eigener Anschauung gekannt haben; zu seiner Zeit war das Braten am Spieße noch im Gang. Sein Zeitgenosse Boß, der in Küchenangelegenheiten ebenfогut Bescheid weiß wie in der griechischen Metrik und Mythologie, läßt die verständige Gattin des würdigen Pfarrers von Grünau ihre Braten am Spieß bräunen. Heute ist in den meisten deutschen Pfarrhäusern der Bratenspieß außer Gebrauch, und es muß schon eine große Küche sein, deren Herd mit einer besondern Bratenspießvorrichtung ausgerüstet ist. Freilich sieht diese Vorrichtung auch nicht so einfach aus wie der „Bratbock“, der in frühern Zeiten den Spieß trug, das Fettnäpfchen hat seinen Platz nicht mehr auf den Küchenfliesen, und es ist keine Gefahr, daß ein Ungeheuer hineintreten könne. Aber fehlen darf es nicht, denn „es ist ein magerer Braten, von dem nichts tropft“ (Grimmsches Wörterbuch).

B. Wulker

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

